

Unverkäufliche Leseprobe



Jürgen Dittmann
Der Spracherwerb des Kindes
Verlauf und Störungen

127 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-48000-3

I. Das Problem des Spracherwerbs

I.1 Der Spracherwerb – kein Kinderspiel

Im Nachhinein, das heißt aus der Perspektive des Erwachsenen, der seine liebe Not mit dem Erwerb von Fremdsprachen hat, erscheint der Erstspracherwerb vielleicht wie ein Kinderspiel. Doch die Erinnerung trügt. Zwar «spielt» das Kind phasenweise mit dem gerade Erworbenen, aber der Weg zur Sprache ist, bildlich gesprochen, voller Hindernisse und Umwege, und das Kind muss sich jeden Etappensieg erkämpfen. Allerdings ist der Spracherwerb auch die komplexeste aller Aufgaben, mit denen das Kind im Laufe seiner Entwicklung konfrontiert wird. Die Psychologinnen Kathy Hirsh-Pasek und Roberta Michnik Golinkoff kommen gar zu der lapidaren Feststellung, der Spracherwerb müsste eigentlich unmöglich sein. Wie komplex die Aufgabe ist, vor der das Kind steht, werde ich im folgenden Kap. 1.2 skizzieren. Fast alle Kinder erreichen gleichwohl das Ziel des Lernprozesses, die Beherrschung der Muttersprache. Auf die Ausnahme, Kinder mit «spezifischer Sprachentwicklungsstörung», gehe ich in Kap. 8 ein.

Ausführliche Darstellungen des Spracherwerbs finden sich in: Butzkamm/Butzkamm (1999); Grimm (Hg.) (2000); Stern/Stern (1928); Szagun (1996).

I.2 Das Lernziel

Um uns die Komplexität der Spracherwerbsaufgabe zu vergegenwärtigen, müssen wir uns mit der Frage befassen, was denn eigentlich im Erstspracherwerb gelernt wird. Zunächst: Alle Einzelsprachen folgen denselben grundlegenden Strukturgesetzen. Nach Noam Chomsky, dem Begründer der modernen Linguistik, würde ein Wissenschaftler vom Mars feststellen, dass die Erdlinge, vom wechselseitig unverständlichen Wortschatz abgesehen, alle dieselbe Sprache sprechen. Wilhelm von Hum-

boldt drückte das so aus: «Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist und Alle den Schlüssel zum Verständniss aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, dass die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich seyn und immer den allgemeinen Zweck erreichen muss.» Weiterhin gilt: Alle Einzelsprachen sind komplex. D. h., es gibt keine «primitiven» Sprachen, oder, mit Steven Pinker: «Es gibt zwar Steinzeitgesellschaften, keineswegs aber eine Steinzeitsprache.» Deshalb stehen alle Kinder dieser Welt vor derselben schwierigen Aufgabe, und man kann fragen: Wie erwirbt das Kind die menschliche Sprache? Die Frage ist auch deshalb sinnvoll, weil alle Kinder die Disposition mit auf die Welt bringen, irgendeine Sprache zu erwerben, nicht etwa nur die Sprache der Umgebung: Ein kleiner Deutscher, als Säugling nach Japan versetzt, lernt genauso Japanisch wie ein in Japan geborenes Kind.

Wie kann man die menschliche Sprache beschreiben? Offensichtlich haben wir es mit einer Lautsprache zu tun, die Informationsvermittlung erfolgt durch Schallereignisse. Charles F. Hockett, der versucht hat, die «Bestimmungsmerkmale» der menschlichen Sprache zusammenzustellen, spricht vom «vokal-auditiven» Kommunikationskanal. Jede menschliche Sprache verfügt über ein Repertoire von kleinsten bedeutungsunterscheidenden Lauteinheiten, genannt **Phoneme**, wobei man wiederum zwischen «Konsonanten» (z. B. /p/, /m/) und «Vokalen» (z. B. /a/, /u/) trennt. Im Deutschen unterscheiden sich z. B. *Müll* und *Tüll* durch die Phoneme /m/ und /t/. Phoneme sind Lautklassen: Man kann z. B. das /r/ in *rot* auf unterschiedliche Weise aussprechen, etwa mit der Zungenspitze «rollen», wie in Bayern, oder am Gaumen durch Reibung erzeugen, wie im Rheinland üblich («velares» /r/). Entscheidend ist nur, dass es funktional als /r/ und nicht etwa als /l/ gehört wird, dann nämlich würde *Lot* verstanden. Die konkret geäußerten Laute in einem Wort («Phone» genannt) werden aber auch je nach lautlicher Umgebung unterschiedlich ausgesprochen. Hier haben wir nicht die Wahl (wie zwischen Zungen-/r/ und velarem /r/), sondern hier regieren die Naturgesetze der Artikulation. Wie weit diese Veränderungen gehen können, sieht man leicht anhand eines Wortes wie *Glück*: Das /g/ wird mit gerundeten Lippen ge-

sprochen, die eigentlich erst für das /ü/ benötigt werden, so dass ein anderer Laut resultiert als beim /g/ in *gut*. Dieses Phänomen wird «Koartikulation» genannt, und es ist einleuchtend, dass der Erwerb der Feinheiten der Artikulation für das Kind eine enorme Herausforderung darstellt.

Der vokal-auditive Kanal ermöglicht noch eine zweite Dimension der Kommunikation: Neben den Phonemen als «segmentalen» Einheiten und den Phonen als ihren Realisierungen gibt es noch lautlich-klangliche Eigenschaften, die für die menschliche Kommunikation genauso relevant sind, nämlich die sog. **Prosodie**. Gemeint sind Eigenschaften der gesprochenen Sprache wie die Intonation, das ist die Äußerungsmelodie, und der Wortakzent, das ist die Betonung auf Wortebene (*úmfahren* vs. *umfáhren*).

Aus den kleinsten bedeutungsunterscheidenden Einheiten bildet jede Sprache ihre kleinsten bedeutungstragenden Einheiten, genannt **Morpheme**. *Maus* und *rot* sind solche Morpheme, man nennt sie auch «lexikalische Morpheme», denn man findet sie im Wörterbuch; sie bilden den Wortschatz einer Sprache. Die Phonemkette *-en* in *Frauen* ist auch ein Morphem, d. h., wir haben es bei *Frauen* mit einem Wort, aber zwei Morphemen zu tun. Allerdings kommt dieses Morphem nicht selbstständig vor, und es hat die etwas abstraktere Bedeutung «Plural». Es wird in der Grammatik beschrieben, weshalb man auch von einem «grammatischen Morphem», hier genauer: von «Flexionsmorphem» spricht, denn es dient ja der grammatischen Veränderung («Flexion») eines lexikalischen Morphems. Dieses Bildungsprinzip, aus kleinsten bedeutungsunterscheidenden Einheiten kleinste bedeutungstragende Einheiten zu kombinieren, hat André Martinet das «Prinzip der doppelten Artikulation» genannt. Es ist eine einzigartige Eigenschaft, kein Tierkommunikationssystem weist sie auf, und es ist die erste Quelle des unbegrenzten Ausdrucksreichtums der Sprachen. Durch Kombination von Morphemen können neue Wörter gebildet werden. So kann das Verb *essen* mittels des Wortbildungsmorphems *-bar* in das Adjektiv *essbar* verwandelt werden. Auch die Wortbildung wird durch Regeln bestimmt. Beispielsweise ist das Adjektiv *unbelehrbar* korrekt, das Adjektiv *unkaputtbar* falsch (aber werbewirksam) gebildet.

Eine entscheidende Eigenschaft der Morpheme betrifft die Beziehung zwischen Lautkette (‹Ausdrucksseite›) und Bedeutung: Diese Beziehung ist zum einen **willkürlich**, mit dem linguistischen Terminus: ‹arbiträr›; d. h., nichts an der Lautkette verweist auf die Bedeutung. Man kann sich das durch den Sprachvergleich klar machen: Die Bedeutung ‹Haus› kann durch dt. *Haus* genauso repräsentiert werden wie durch frz. *maison*. Zum anderen ist die Beziehung zwischen Ausdrucksseite und Bedeutung **konventionell**: Wenn ich verstanden werden will, kann ich nicht einfach beschließen, *Tisch* solle fortan ‹Stuhl› heißen, und *Stuhl* ‹Tisch›. D. h., in einer gegebenen Sprachgemeinschaft und zu einer gegebenen Zeit ist die Beziehung zwischen Ausdrucksseite und Bedeutung bis zu einem gewissen Grad verbindlich. Wenn allerdings jemand anfängt, z. B. statt *toll* das Wort *geil* zu verwenden und genügend andere ihm folgen, kann eine neue Konvention entstehen, es findet Sprachwandel statt. Arbitrarität und Konventionalität zusammen definieren den **Symbolcharakter** der Morpheme der menschlichen Sprachen. Zeichen in Tierkommunikation können zwar auch arbiträr sein: Wenn der Hund mit dem Schwanz wedelt, signalisiert er Freundschaft, wenn die Katze mit dem Schwanz wedelt, signalisiert sie Feindschaft. Doch sind diese Zeichen nicht konventionell, sondern genetisch vermittelt, sie können deshalb auch nicht verändert werden, und sie werden instinktiv produziert (Nöth 2000).

Das ‹Herz› der menschlichen Sprache aber ist die **Syntax**. Sie ermöglicht, was Hockett die ‹Produktivität› der menschlichen Sprache genannt hat, die zweite Quelle ihrer unbegrenzten Ausdrucksfähigkeit. Wilhelm von Humboldt hatte bereits 1830 erkannt, dass die menschliche Sprache, da sie ‹einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren gegenüber [steht]›, ‹von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen [muss]›. Chomsky griff diese Erkenntnis 130 Jahre später in seiner Syntaxtheorie, der ‹generativen Grammatik›, auf. Etwas vereinfacht formuliert: Eine endliche Zahl von Einheiten einer Sprache kann durch ein System von endlich vielen Regeln, nämlich durch die Syntax der Sprache, zu potenziell unendlich vielen verschiedenen Strukturen kombiniert werden, den grammatikalisch korrekten Sätzen der Sprache. Diese exklusive, weil nur in der menschlichen Sprache und nicht in Tierkommunikationssystemen verwirklichte Eigenschaft, nennt man ‹Rekursivität›: Ein Satz kann in einen anderen eingebettet

werden, z. B.: *Peter will nicht, dass Lisa mit der Eisenbahn spielt*; und dieser wieder in einen anderen: *Lisa glaubt, dass Peter nicht will, dass sie mit der Eisenbahn spielt*; usw. Zwar stoßen wir bei rekursiven Konstruktionen bald an die Grenzen der Verständlichkeit, doch dass die menschliche Sprache dergleichen ermöglicht, ist eine wichtige Quelle ihres Ausdruckspotenzials.

Die in diesem Zusammenhang entscheidende Einsicht ist, dass syntaktische Regeln über **Kategorien** von Morphemen und nicht etwa über Morpheme oder Wörter definiert sind. Die syntaktische Struktur des deutschen Satzes *Lisa spielt mit der Eisenbahn* wird nicht durch die Abfolge der Wörter definiert, sondern durch die kategoriale Struktur <Nominalphrase (NP) – Verb (V) – Präpositionalphrase (PP)> (*Lisa – spielt – mit der Eisenbahn*). Dabei besteht die erste NP nur aus einem Nomen (hier: einem Eigennamen), die PP aus einer Präposition und einer NP, und diese setzt sich aus einem bestimmten Artikel und einem Nomen zusammen. D. h., strukturell ist dieser Satz mit dem Satz *Peter spielt mit der Puppe* identisch, wir können also mittels der entsprechenden Strukturregel so viele Sätze bilden, wie unser Wortschatz hergibt. Dass wir beim Produzieren und Verstehen von Sätzen nicht Wortfolgen, sondern syntaktische Strukturen «berechnen» müssen, lässt sich schon an einfachen Sätzen zeigen. Wir verstehen z. B. den Satz *Peter trat Lisa und lief weg* so, dass Peter Lisa trat und Peter dann weglief, nicht so, dass Lisa weglief – eine Lesart, die ja ebenfalls sinnvoll wäre, zumal *Lisa* näher an *lief weg* steht als *Peter*. Dieses Verständnis wird erzwungen, weil *Peter* das Subjekt des Satzes ist und eine syntaktische Regel des Deutschen besagt, dass beide Verben auf das Subjekt bezogen werden. Die syntaktischen Regeln unterscheiden sich in ihrer spezifischen Form von Sprache zu Sprache, aber die Kategorien, über die sie definiert werden (z. B. NP), und die Prinzipien, nach denen sie aufgebaut sind, sind **universal**.

Ein Kind, so können wir folgern, muss nicht so etwas wie <Wortfolgen>, sondern es muss die **syntaktischen Regeln** lernen, wenn es (s)eine Sprache beherrschen will. Wie das Kind dies macht, ist bis dato nicht gänzlich geklärt. Die meisten WissenschaftlerInnen würden heute wohl einräumen, dass ein Kind die

Syntax nicht so «lernt» wie es z. B. Tischsitten beigebracht bekommt. Andererseits würden wohl nicht sehr viele WissenschaftlerInnen so weit gehen wie Steven Pinker, der Sprache – in provozierender Absicht – als «Instinkt» bezeichnet, was impliziert, dass Kinder die Sprachfähigkeit erwerben wie Spinnen die Webkunst. Ich werde dieses Thema in Kapitel 5.2 aufgreifen.

In Sprachen, die – wie das Deutsche, Englische oder Französische im Unterschied z. B. zum Chinesischen – grammatische Morpheme haben, muss das Kind auch diese lernen. Syntax und grammatische Morphologie machen dann das aus, was man die «Grammatik» der Einzelsprache nennt. Die wissenschaftliche Grammatik einer Einzelsprache hat also, kurz gesagt, die Aufgabe, zu beschreiben, was ein grammatikalisch korrekter Satz der betreffenden Sprache ist. Aber nicht zu vergessen: Zur Sprachbeherrschung gehören auch noch kommunikative Fertigkeiten, also z. B. Techniken der Gesprächsführung, die Beherrschung unterschiedlicher Textsorten, z. B. der «Alltagserzählung», die Beherrschung unterschiedlicher Stilebenen, z. B. des Stils der informellen Umgangssprache im Unterschied zum formellen Stil einer öffentlichen Diskussion, usw.

Einen Überblick über moderne Sprach- und Grammatiktheorien gibt Pinker (1998).